

Ein Germanenbildnis.

Von
Arnold von Salis.

Hierzu Taf. I.

Die Tonbüste, welche auf Taf. I in Vierfarbendruck und in natürlicher Grösse wiedergegeben wird, befindet sich im Akademischen Kunstmuseum in Bonn. Die Echtheit dieser Terrakotte ist schon verschiedentlich angezweifelt worden; sie ist aber ganz sicher antik und als kunst- und kulturgeschichtliches Denkmal von gleich grosser Bedeutung; vor allen Dingen ist es das einzige farbige Bild eines Germanen, das uns aus dem Altertum erhalten ist. Die Erlaubnis zur Publikation und die entscheidende Anregung verdanke ich Geheimrat Loescheke, welcher das merkwürdige Stück vor Jahren im römischen Kunsthandel erworben hat, wertvolle Unterstützung Dr. Zahn (Berlin) und Dr. Steiner (Bonn); Professor Wolters (München) hatte die Liebenswürdigkeit, die Herstellung der Farbtafel zu beaufsichtigen. Ich möchte auch an dieser Stelle den Herren meinen herzlichsten Dank aussprechen.

Die Büste ist in ihrem jetzigen Zustand 0,112 m hoch; der Fuss fehlt, und seine Form lässt sich nur vermutungsweise ergänzen. Aus der fast flachen Rückseite ist ein grösseres dreieckiges Stück ausgebrochen; im übrigen ist die Erhaltung vortrefflich. Die Terrakotte ist ziemlich dünnwandig; die vordere und die hintere Hälfte sind in besonderen Formen hergestellt und dann zusammengefügt worden; die Naht ist mit dünnem Tonschlicker roh verstrichen, aussen und innen deutlich erkennbar¹⁾. Der aus der Matrize gepresste Abdruck ist vor dem Brennen nachgearbeitet worden; die Haarsträhnen sind als breite Furchen mit dem Modellierstäbchen eingegraben, die Barthaare durch scharfe Drücker mit dessen Spitze gezeichnet. Die dem Anschein nach zu stark bewegte Oberfläche der Kinn- und Wangengegend ist durch nachträgliches Überstreichen etwas geglättet worden; in den Rillen stecken zahlreiche dabei flacheriebene Tonklümpchen. Die Arbeit ist sehr flott und keck und grosszügig.

Es sind drei Farben verwendet: Weiss, Gelb und Rotbraun. Zuerst wurde

1) Das Berliner Antiquarium besitzt die Hälfte einer Hohlform für eine solche Tonbüste (Inv. nr. 6566, aus Pergamon), von der mir durch die Güte des Herrn Dr. Köster eine Photographie vorliegt. Es ist ein dicker Mantel aus fettem, rötlichem Ton. Höhe der Matrize 0,095, der Büste mit profilierter Rundbasis 0,084.

das Weiss aufgetragen, auf den Hals, das Gewand und den Büstenfuss, an letzterer Stelle als Grundierung für Gelb. Sonst sind die Farben direkt auf den Tongrund gemalt (nur am Hals ist die dunkle Hautfarbe über das Weiss gestrichen), und zwar Rotbraun auf Gesicht und Hals und, aus Nachlässigkeit, auch über den Schnurrbart und den oberen Teil des Backenbartes, darnach Gelb auf Haar und Kinn.

Terrakottabüsten von ähnlicher Form und Grösse sind heute keine Seltenheit mehr; seit dem Aufsatz von Furtwängler, Athen. Mitt. 1878, 155 ff. hat sich ein beträchtliches Material angesammelt, wie die Übersicht der Typen bei Winter, Terrakotten I S. 256—258 lehrt. Nur gar so früh wird man das Aufkommen der Büste auf besonderem Piedestal nicht annehmen dürfen, und es ist sehr zweifelhaft, ob Furtwängler jene kleine Pansbüste aus Ton (a. a. O. Taf. 8; Winter S. 256 fig. 6) richtig datiert, wenn er damit nicht unter das zweite oder erste Jahrhundert v. Chr. herabgehen will. Wir haben keinen Anhalt, um diese Bildform dem Hellenismus zuschreiben zu können: der niedrige Streif, welcher sich als trennendes Glied zwischen das Bruststück und das eigentliche Fussgestell schiebt, hat freilich mit dem Indextäfelchen nichts zu tun — dieses tritt erst in der flavischen Periode auf, und auch dann noch vereinzelt — er findet sich aber ähnlich an römischen Marmorbüsten nicht selten; vgl. z. B. den „Brutus“ des Brit. Museums (Smith, Catalogue III nr. 1872 Taf. 15). Für die zylindrische Form des Büstenfusses aber, der mit seinen einfachen Randleifen einer Trommel gleicht, wüsste ich keine bessere Analogie als das Postament einer Mark-Aurel-Büste aus Kyrene (Bernoulli, Röm. Ikonographie II 2 Taf. 51; S. 171, 64); was besonders merkwürdig ist: ganz ähnlich wie bei der Pansbüste die Syrius, ist hier ein dreiblättriges Akanthosornament an die Vorderseite der Basis geheftet, wie ein Wappenschild. Diesen Überrest des vollen Blätterkelches in Verbindung mit dem ziemlich hohen Postament treffen wir aber, wie die Untersuchung von Bienkowski¹⁾ festgestellt hat, erst in der Hadrianischen Epoche; auch der Zuschnitt des Bruststücks und die Draperie, welche auffällig an die Londoner Klytia erinnert, sprechen entschieden für die Entstehung der Pansbüste in so später Zeit. Die griechischen Terrakotten in Büstenform²⁾ haben in der Regel einen horizontalen Abschluss, über oder unter der Brust, und die gerade Schnittfläche dient direkt zum Aufstellen, oder sie ruht auf einer Unterlage von geringer Höhe. Für

1) *Historja formy biustu starozytnego* (Geschichte der antiken Büstenform). Ich kenne das polnisch geschriebene Buch nur aus den Besprechungen von Morawski (Anzeiger der Akad. d. Wiss. in Krakau 1894, 285 ff. und S. Reinach (Chroniques d'Orient II 1895, 411), vgl. jetzt auch Hauser, Porträt eines Licitor (Österreich. Jahreshfte X 153 ff.).

2) S. Bendorff, Österreich. Jahreshfte I 3, 2. Wie die „fusslose Tonbüste“ einer Artemis aus einem Grab in Centuripe (Sizilien) aussieht (Arch. Anzeiger 1902, 50), weiss ich nicht; sie sei „merkwürdig durch die Form der Büste, welche gleich denjenigen aus antoninischer Zeit bis zur Mitte der Oberarme und etwa zur Herzgrube reicht und doch durch eine mitgefundene Münze Hierons II. sich als älter erweist.“ Der Münzfund darf allein nicht auf eine so frühe Anlage des Grabes schliessen lassen.

die übrigen bekannten Tonbüsten auf gegliedertem Postament (bei Winter a. a. O.) wäre der römische Ursprung leicht zu beweisen; es ist aber klar, dass die Bonner Terrakotte in dieselbe Reihe gehört. Die Form der Schulterbüste, welche auf die Angabe der Armansätze noch verzichtet, das Bruststück auf den Seiten rundet oder schweift und unterhalb der Brustwarzenlinie wagrecht abschneidet, ist der flavischen Zeit eigentümlich und kommt früher nicht vor; die Büsten der julisch-claudischen Epoche geben nur einen sehr bescheidenen Brustabschnitt, der meist nackt bleibt; das zweite Jahrhundert verschafft dann dem Oberkörper und seinen Bewegungsmöglichkeiten bald grössere Geltung. Wenn man annehmen darf, dass die Entwicklung der Tonplastik mit derjenigen der Porträtskulptur gleichen Schritt gehalten habe, und dass ihre Typen- und Formenbildung denselben Gesetzen gefolgt sei wie diejenige der grossen Kunst, so müsste auch für unsere Terrakotte eine genauere Zeitbestimmung möglich sein. Es werden uns noch andere Gründe dazu führen, ihre Entstehung im ersten Jahrhundert n. Chr. für sehr wahrscheinlich zu halten. — Wie der Fuss ausgesehen haben mag, ist ungewiss; der erhaltene Rest — ein breiter gerundeter Wulst, nach unten hohlkehlenartig eingeschweift — lässt an ein Fussgestell von ähnlich unscharfer Form denken wie etwa bei der Terrakottabüste eines Ammon im Louvre (Pottier, *Les statuettes de terre cuite* S. 242 fig. 84).

Wir haben den blonden Mann vorweg als Germanen bezeichnet: die auffällige Art, wie das Haupthaar geordnet ist, gibt dieser Benennung ohne weiteres recht. Das Haar ist vom Nacken her nach vorn gekämmt und vereinigt sich da mit den von der linken Seite quer über die Stirn gezogenen Strähnen; die ganze Masse legt sich so straff und fest über den Schädel, dass die tief eingegrabenen Kammspuren als schnurgerade Linien schräg nach der rechten

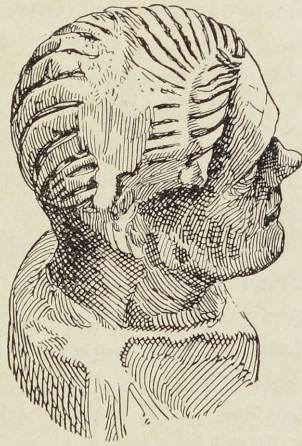


Fig. 1.

Schläfengegend laufen, wo die Enden in einen breiten, etwa von der Stirnmitte bis zum rechten Ohre reichenden Knoten aufgewickelt sind (Fig. 1). Das ist die Frisur, welche nach der Beschreibung des Tacitus, *Germania* 38 den Sueben und verwandten Stämmen eignet. „*insigne gentis obliquare crinem nodoque substringere: sic Suebi a ceteris Germanis, sic Sueborum ingenui a servis separantur. in aliis gentibus seu cognatione aliqua Sueborum seu, quod saepe accidit, imitatione, rarum et intra iuventae spatium, apud Suebos usque ad canitiem horrentem capillum retro sequuntur, ac saepe in ipso solo vertici religatur*“¹⁾. Den letzteren Satz hat meines Erachtens H. Fischer, *Philologus* 50, 379 f. richtig verstanden; die Sueben behalten die Tracht der Haarrolle

1) Für die Textüberlieferung und die Interpretation im einzelnen verweise ich auf den Kommentar von Müllenhoff, *Die Germania des Tacitus* (Deutsche Altertumskunde IV) S. 450 ff.

für alle Altersstufen bei, nur muss der nodus, wenn das Ausfallen oder Lichtwerden des Stirnhaars dazu zwingt, bei älteren Leuten weiter hinten, oft in Scheitelhöhe geknüpft werden. Vielleicht wird uns dieser Brauch illustriert durch den marmornen Barbarenkopf der sala dei busti im Vatikan (Amelung, Die Skulpturen des Vatikan. Museums II Taf. 65 nr. 372), dessen sonst glatt gestrichenes Haar auf der rechten Seite hinter dem Ohr in einen langen Wulst gedreht ist, welcher senkrecht vom Scheitel herabläuft. Wenn das ein Suebe ist, wie R. Zahn vermutet, so könnte er recht wohl über das Schwabenalter hinaus sein; denn der Kopf wird von Amelung, Text II S. 556 unrichtig als Porträt eines „Knaben“ bezeichnet: das Gesicht ist bartlos — aber nichts weniger als jugendlich; die Formen sind stark und gedrungen, und der Ausdruck finster und hart¹⁾. Immerhin mag hier die Deutung auf einen Germanen strittig sein; gesichert aber ist sie bei einer Bronzestatuetten im British Museum (abgeb. Walters, Catalogue of the bronzes Taf. XXI nr. 818; Festschrift für O. Hirschfeld S. 352; *Altertümer unserer heidn. Vorzeit* V S. 83): sie stellt einen härtigen Kriegsgefangenen mit entblösstem Oberkörper dar, welcher die gestreifte Hose und den Haarknoten der Sueben trägt; der letztere aber sitzt hier ziemlich weit hinten (vgl. die Abbildung Reinach, *Répertoire de la statuaire* II 198, 7), rechts neben dem Wirbel.

In der Regel aber knüpft man den Knoten vorn über der Stirne, da wo ihn unsere Terrakotte hat. Sämtliche bildlichen Belege für diese Tracht bestätigen das, wenn auch die Art der Herrichtung sehr verschieden ist. Beim Germanen auf dem Grabstein des Andes von der ala Claudia im Museum zu Mainz (*Altert. heidn. Vorzeit* I Heft XI Taf. 6, 2) zieht sich der sorgfältig gegliederte Haarwickel wie ein breites Diadem quer über die ganze Stirn; bei dem besieigten Germanen auf dem Silberrelief des Kohortenzeichens von Niederbiber (A. h. V. I Heft VII Taf. 5, 1) ist es ein rundes Schneckenoupet unmittelbar vor dem rechten Ohr; auf dem in der Rossgasse zu Mainz gefundenen Militärgrabstein (A. h. V. V Taf. 16) dagegen eine Schleife, deren Lockenende tief herabhängt wie ein Pferdeschweif: also sehr abweichende Lösungen, ob schon sich die Denkmäler örtlich nahestehen und ausnahmslos im ersten Jahr-

1) Den barbarischen Typus hat auch Amelung erkannt, aber die Parallelen, die er beibringt, führen irre. Die beiden Knabenköpfe Bull. communale 1881 Taf. II zeigen eine vom Scheitel frei herabhängende Locke, keinen künstlich geschlungenen Knoten, und auf dem Sarkophag des Filokyrios flattert der Wisch lustig drauf los. Gewiss hat diese Haartracht mit der ägyptischen Prinzenlocke nichts zu tun; ägyptisch aber ist sie allerdings, denn offenbar handelt es sich um eine speziell in Alexandrien heimische Sitte. Der Satyrjunge der Münchener Glyptothek nr. 466, welcher diese Mode mitmacht (s. Furtwängler, Beschreibung S. 377), hat unter alexandrinischen Bronzen seine nächste stilistische Verwandtschaft, und das Original des Motivs wird mit guten Gründen in jener Gegend gesucht, vgl. Helbig, Führer I nr. 377. Auf dem Sarkophag in Palazzo Vaccari aber weist — was gegen Thiersch, *Pharos* S. 16 betont werden muss — alles nach Alexandrien: nicht nur das Aussehen und der Name des Verstorbenen, sondern jede Einzelheit im Landschaftsbild; doch bedürfte dies einer weiteren Auseinandersetzung.

hundert n. Chr. entstanden sind (vgl. Schumacher, A. h. V. S. 85). Ganz besonders merkwürdig aber ist der barocke Haarputz einer feinen Bronze-
statuette der Sammlung Janzé in Paris (abgeb. Babelon-Blanchet, Catalogue
des bronzes antiques de la bibl. nat. nr. 915; Furtwängler, Sammlung Somzée
S. 80; Reinach, Répert. II 201, 4): ein kniefällig flehender Barbar in Germanen-
tracht; seine Locken sind über der rechten Schläfe in einen mächtigen Büschel
aufgerollt, der spitz zuläuft und ähnlich einem Horn vom Kopf absteht. Der-
gleichen aber kam wirklich vor und wird von Juvenal 13, 165 geradezu als
germanische Volkstracht bezeichnet:

*Caerula quis stupuit Germani lumina, flavam
caesariem et madido torquentem cornua cirro?*¹⁾

Es mag Zufall sein, aber nicht eines der Denkmäler, welche dem Boden
Germaniens oder der benachbarten Länder entstammen, entspricht ganz der
eigentümlichen Haartour unserer Terrakotte. Um wirklich Gleichartiges zu
finden, muss man schon an weit entlegenen Orten suchen gehn. Die in der
Dobrudscha ansässigen Bastarner tragen, wie viele der unterliegenden und
gefangenen Römerfeinde auf dem Siegesdenkmal von Adamklissi beweisen²⁾,
den Haarknoten genau in der Form, die wir in aller wünschbaren Deutlichkeit
jetzt an der Tonbüste studieren können; das Haar ist glatt und straff in
schräger Richtung nach der rechten Schläfe gestrichen und dort gewickelt.
Petersen hat hier zuerst (Röm. Mitt. 1896, 105) an die Stelle bei Tacitus
erinnert, Furtwängler (Intermezzi S. 67) darauf den berechtigten Schluss
gezogen: die Männer von Adamklissi mit ihrer „suebischen“ Tracht müssen
Germanen sein. Dass das Monument nicht von M. Licinius Crassus errichtet
worden ist, was Furtwängler wahrscheinlich machen wollte, sondern von Traian,
als Denkmal seiner Dakerkriege, kann nach Benndorfs Beobachtung und nach
der gründlichen Untersuchung von Studniczka (Tropaeum Traiani, Abh. d.
Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wiss. Bd. 22 nr. 4) wohl für sicher gelten. In den
Barbaren des Reliefs dürfen wir trotzdem Bastarner sehn, wenigstens wider-
sprechen die historischen Bedingungen nicht; Einfälle dieses Stammes, der
seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. in der Nähe des Schwarzen Meeres sass³⁾,
in das Gebiet südlich der Donau sind — das haben Petersen (Röm. Mitt.
1903, 71) und Studniczka S. 119 eingeräumt — ums Jahr 108 n. Chr. so gut
denkbar wie in augusteischer Zeit.

Die so weite Verbreitung dieser eigenartigen Tracht in einer Zeit, wo die
Mode noch nicht, wie sie es heute tut, mit quecksilberiger Hast durch die

1) Vgl. C. F. Heinrich in seinem Kommentar S. 471. Servius zu Vergil. Aen.
XII 89: cornua autem sunt proprie cincinni. Auch die Griechen bezeichnen mit *κέρας*
die spiralartig gewundene Haarflechte: die Stellen bei Helbig, Das Homerische
Epos S. 241.

2) Das Monument von Adamklissi... unter Mitwirkung von O. Benndorf
u. G. Niemann hrsg. von G. Tocilescu. Wien 1895. In Betracht kommen die
Metopen fig. 64. 65. 68. 71. 72. 95; die Zinnen fig. 15. 114. 115.

3) S. E. Meyer, Geschichte des Altertums² I, 2 S. 794.

Länder laufen konnte, lässt sich nur erklären aus einer weit hinaufreichenden Tradition; sie muss zur Kaiserzeit doch schon recht alt gewesen sein. Die literarischen Quellen versagen hier, um so deutlicher spricht ein Denkmal unverfälschter Griechenkunst. Denn der Barbarenkopf in Brüssel (Furtwängler, Sammlung Somzée, Taf. XXV, S. 34 f.) scheint ein hellenistisches Originalwerk zu sein, so gut wie der prächtige Gallierkopf des Museums in Gize, dem er mit richtigem Empfinden verglichen worden ist, oder der Kopf eines Galliers im Museum zu Mykonos; beide sind jetzt abgebildet und besprochen von Bienkowski, Die Darstellungen der Gallier in der hellenistischen Kunst (Wien 1908) S. 32 ff. In dem nervösen Zucken der Gesichter wühlt die Angst des Menschen, dem es ans Leben geht; man denkt hier wie dort an die Gruppe eines zusammenbrechenden Barbaren, der vom Sieger überritten wird, in der Art des Kriegers von Delos¹⁾. Furtwängler will in dem Brüsseler Kopf einen Bastarner sehn und erwägt sorgfältig die Möglichkeiten, unter welchen ein Barbar der Donauländer zur Zeit der grossen Keltenbewegung in den Kreis der hellenistischen Triumphalplastik geraten sein mochte. Man kommt hier über Hypothesen nicht hinaus, und der Entstehungsort dieses seltenen Bildwerks wird sich kaum näher bestimmen lassen, — die Skulptur schlechtweg „pergamenisch“ zu nennen, wie es Furtwängler S. 80 tut, ist jedenfalls gewagt; sicher aber ist dies eine: wir spüren den heissen Atem der pathetischen Diadochenkunst. Nun ist aber wiederum die Haartracht genau dieselbe wie bei der Terrakotte. „Das Haar ist im Nacken hinten kurz gehalten, am Oberkopf ist es lang wachsen gelassen. Dies lange schlaffe Haar des Oberkopfes ist nun von der linken Kopfseite und von hinten her alles nach der rechten Seite hinübergekämmt und hier über der rechten Schläfe in einen Knoten zusammengedreht, dessen Spitze leider abgebrochen ist.“ Damit wäre freilich das Vorkommen der typischen germanischen Haartracht schon im 3. oder 2. Jahrh. v. Chr. bewiesen, und wahrscheinlich ist es von vornherein, dass die Bastarner, an deren deutscher Nationalität heute nicht mehr gezweifelt werden kann, die ausgebildete Sitte aus ihrer Heimat, von der oberen Weichsel, nach dem fernen Osten mitgebracht haben. Die Übersiedelung des Volkes in die Pontusgegend mag um die Wende vom dritten zum zweiten Jahrhundert v. Chr. geschehen sein, da Demetrios aus Kallatis davon als von einem Ereignis nicht gar so ferner Vergangenheit spricht; im Jahr 184 ist die Bewegung jedenfalls zu Ende, und die Bastarner sitzen in den Ländern der Donaumündung fest²⁾.

Die Entstehung der germanischen Nationaltracht würde somit in eine

1) Zu vergleichen ist ferner, woran mich Loeschcke erinnert, der Kopf des sogenannten „Thersites“ in der Eremitage zu St. Petersburg (Friedrich-Wölters nr. 1418; Verzeichnis der käufl. Gipsabgüsse Berlin nr. 1153). Ich werde bald in anderem Zusammenhang auf die Frage zurückkommen.

2) Über die ganze Frage orientiert jetzt am besten die Arbeit von F. Stähelin, Der Eintritt der Germanen in die Geschichte (Festschrift für Th. Plüss. Basel 1905. S. 55 ff.), der in den Galatern der Protogenes-Inschrift von Olbia Bastarner erkannt hat.

Zeit fallen, für welche man Tacitus doch kaum als zuverlässige Quelle namhaft machen wird. Der Begriff „Sueben“ kann freilich bei ihm sehr weitgefasst sein (Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde IV 450), an unserer Stelle aber löst er aus der Masse der übrigen Germanen den einzelnen Stamm; wenn er von diesem gerade die Sitte „*seu cognatione seu imitatione*“ sich verbreiten lässt, so ist das ein Vorgang, den er sich ausgedacht hat; bewiesen ist er doch nicht. Jedenfalls darf man nicht (wie es Friedländer, Martial I S. 144 oder Benndorf, archaeolog.-epigraph. Mitt. aus Österreich 1896. 203 tun) auf dies eine Zeugnis gar so grossen Wert legen. Die übrige literarische Tradition lässt das aufgebundene und geknotete Haar bei den Germanen allgemeine Sitte sein; die Belege sind vielfach gesammelt und besprochen: Seneca, de ira 3, 26 und epist. 124, 22; Martial 5, 37, 8 und de spectac. 3, 9 und die oben angeführte Juvenalstelle. Vor allen Dingen warnen die Denkmäler vor einer zu engen Beschränkung. Die beiden bärtigen Soldaten der Traianssäule¹⁾, welche die dakischen Parlamentäre ins Hauptquartier führen, sind als Germanen ohne weiteres erkennbar an ihrem Anzug — Hosen und sagum, Oberkörper nackt — und ihre Haartracht stimmt genau mit der von Tacitus beschriebenen überein²⁾: Dass sie wirklich als Eskorte und Leute der kaiserlichen Armee aufzufassen sind, möchte man nach der einleuchtenden Erklärung von Cichorius für sicher halten; aber welchem Stamme sie wohl angehören? Die Auxiliartruppen sind ein buntes Volk. Und das andere Mal, wo uns die Traianssäule die „suebische“ Haarflechte zeigt (Cichorius Taf. LXXIII 263; Furtwängler, Intermezzi S. 71), handelt es sich zweifellos um einen Sohn der unteren Donauländer; denn der Germanenhäuptling, welcher als Sprecher einer Gesandtschaft so frei und sicher vor dem Kaiser steht, muss der Vertreter eines der Völker sein, welche dem Kriegsschauplatz benachbart sind; für einen Bastarner hält ihn auch Cichorius, Text III S. 148.

Nach all dem wird man es besser unterlassen, den Germanen unserer Tonbüste auf Grund seiner Frisur, die sich mit dem Anwachsen des Bildmaterials immer deutlicher als allgemeine Nationaltracht der Deutschen zu Beginn unserer Zeitrechnung herausstellt, einer bestimmten Gegend zuzuweisen. Lokale Schwankungen der Mode hat es sicher gegeben; um sie scharf zu sondern, würden die Denkmäler der römischen Kunst auch dann nicht genügen, wenn die Zeugnisse weniger spärlich wären. Denn für die Römer war das Bild eines solchen Haarknotenträgers eben schlechtweg ein

1) Cichorius, Die Reliefs der Traianssäule Taf. XXI 68, Text II 135.

2) Was schon Fischer, Philologus 50, 380 richtig gesehen hat: „Das Haar beider ist auf der dem Beschauer sichtbaren linken Seite nahe über dem Ohr deutlich gescheitelt; das Haar unterhalb dieses Scheitels, welcher etwa in der Richtung vom Auge nach der äussersten Ausbuchtung der Hinterkopfkapsel geradlinig verläuft, hängt in sehr mässiger Länge gerade herab. Dagegen ist das Haar vom Scheitel aufwärts nach oben und zugleich nach vorn gestrichen: obliquatus, und gerade am Beginn der Behaarung über der Stirn zeigt sich ein ringförmiger Gegenstand . . . Ich sehe in diesem Ring den nodus“.

Germanenbild; so wie für uns der Mann aus Sching-jang nicht anders als der aus Hong-kong — die leisen Differenzen der Erscheinung, die da zweifellos herrschen, sind uns nicht geläufig — einfach ein Zopfchinese ist.

Nach Traian verschwindet nun aber diese Haartracht der Germanen auf den Monumenten; Adamklissi gibt die letzten bildlichen Belege, und es ist nicht anzunehmen, dass die Terrakotte jünger sei. M. Heyne, Körperpflege und Kleidung bei den Deutschen (Deutsche Hausaltertümer III) S. 62f. möchte aus dem Verstümmen der Denkmäler schliessen, dass die Sitte vom 2. Jahrhundert n. Chr. gänzlich abgekommen sei: mir scheinen die Schriftquellen wenigstens für einzelne Gaue das Gegenteil zu beweisen. Wenn Apollinaris Sidonius, epist. 8, 9 von dem Sigambrer seiner Tage sagt, dass er das Haar hinten kurz geschoren, vorn lang trüge — im Gegensatz zu den Sachsen, welche das Stirnhaar rasieren; vgl. Holtzmann, German. Altertümer S. 249 — dürfen wir daraus nicht für das fünfte Jahrhundert auf ein Fortleben derselben Tracht schliessen, welche uns für die Zeit Domitians Martial bezeugt? de spectac. 3, 9

*crinibus in nodum tortis venere Sicambri,
atque aliter tortis crinibus Aethiopes.*

Die Nubier tragen das Haar hinten geknotet — vgl. Lukian, *πλοῶν* 2—3; Österreich. Jahreshfte IX (1906) S. 95 — die Sigambrer also vorn.

Jedenfalls hat sich dieser Haarknoten, der von jeher ein Standeszeichen und nur den Freien zu tragen erlaubt war und nach Tacitus in besonders reichem Aufputz das Haupt der Grossen schmückte (a. a. O. „*principes et ornatiorem habent*“), als Fürstentracht noch Jahrhunderte lang gehalten. Im Jahr 357 trägt der Alamannenkönig Chnodomar, wenn er sein Heer in die Schlacht führt, das rotblonde Haar in einen Schopf gedreht¹⁾, und auch in der Schilderung des Gotenkönigs Theoderich, welche Apollinaris Sidonius, epist. 1, 2 gibt, wird ausdrücklich erwähnt „*capitis apex rotundus, in quo paululum a planitie frontis in verticem caesaries refuga crispatur.*“

Es ist klar, dass die Vornehmen die altmodische Tracht der Scheitelflechte deshalb bewahren, weil sie ihr Haupthaar besonders lang wachsen lassen; die fränkischen Könige hiessen *reges criniti* (vgl. J. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer S. 239). So gewiss aber die Sitte der Haarrolle einem praktischen Bedürfnis entgegenkommt — ganz wird man sich mit dieser Erklärung nicht zufrieden geben dürfen; denn für den freien Germanen ist sein langes und kunstvoll aufgebundenes Haar (im Gegensatz zum kurzgeschnittenen der Knechte) nicht blosser Schmuck, sondern es hat symbolische Bedeutung. Wenn bei den Friesen die Männer zum Eid Bart oder Haar berühren, bei den Schwaben und Baiern schwörende Frauen die Finger ihrer rechten Hand auf die Haarflechten legen, so erinnert Grimm S. 147 (vgl. S. 285f.) mit Recht

1) Ammianus Marcellinus 16, 12, 24: *et Chnodomarius quidem nefarius belli totius incensor, cuius vertici flammeus torulus aptabatur, anteibat cornu sinistrum.* Vgl. Müllenhoff IV 454.

an homerische Sitte, und aus den schönen Ausführungen von F. Hauser über den Sinn des Tettix (Österreich. Jahreshfte IX 124ff.) haben wir gelernt, dass für den Griechen seit dem zweiten vorchristlichen Jahrtausend das Stirnhaar, das als geflochtener Schopf von der übrigen Haarmasse sich abhebt, geradezu Symbol des Lebens ist; in diesem Sinn, recht eigentlich als *pars pro toto*, wird die vom Scheitel geschnittene Locke geweiht, stellt die Trophäe das verwirkte Leben des Feindes dar; denn das Abschneiden des Haupthaars symbolisiert den Verlust der Lebenskraft, und man hat auf die Parallele der hebräischen Simsonsage hingewiesen. In diesem Zusammenhang darf auch erwähnt werden, dass für die Inder der aufgebundene Lockenbusch über dem Scheitel der Sitz der göttlichen Intelligenz und als solcher die heilige Tracht des Buddha ist (Grünwedel, Buddhistische Kunst in Indien S. 122 ff.).

Es spricht hier aber noch eine andere Vorstellung hinein, und die Sitte, das Haar in ein schwer zu lösendes Geflecht zu drehen, muss sich im letzten Grunde auf jenen Aberglauben zurückführen lassen, welcher dem Knotenamulett eine unheilabwehrende Kraft zutraut. Wolters (Archiv für Religionswissenschaft VIII. Beiheft S. 1 ff) hat gezeigt, wie man durch Fäden oder Bänder, die irgendwo um den Körper gelegt und an den Enden verknotet werden, sich gegen schädliche Einflüsse mannigfacher Art, gegen Sonnenstich, Fieber und sonstige Krankheiten verteidigt; denn ein solches Geschlinge hat magische Gewalt, und wer den Knoten trägt, ist gefeit. Was liegt da näher, als dem Körper aus seinem eigenen



Fig. 2.

Gewächs einen solchen zauberbrechenden Schutz zu schaffen? Auch beim Pferd soll das zum Knoten geschlungene Schweif- oder Stirnhaar — das letztere beobachten wir so häufig an antiken Denkmälern — apotropäisch wirken; eine eigenartige Variante bietet die kleine Bronzestatuette eines Pferdes im Akademischen Kunstmuseum zu Bonn¹⁾, die wir bei dieser Gelegenheit gern bekannt geben (Fig. 2): über der Kruppe ist die Mähne zu einer Schleife verknüpft, deren Enden links und rechts herunterhängen. Loescheke hat gewiss recht, wenn er auch hier das Knotenamulett sieht, denn die Mähne ist im übrigen kurz gehalten. Und wie nun der Glaube an die Zauberwirkung des

1) Inv. 144. Aus Samothrake. H. (ohne Zapfen) 0,092.

Knotens überhaupt die weiteste Verbreitung gefunden hat — ein reiches Material stellt Frazer, *The golden bough*² I 377 ff. zusammen — so lässt sich auch die Sitte des Haarknotens vielfach in primitiven Schichten konstatieren.

Max Müller, *Asien und Europa* S. 342 bezeichnet die Stirnflechte als die alteuropäische Haartracht schlechthin, und jedenfalls können wir sie seit der sehr brauchbaren Zusammenstellung von Bienkowski (Die Darstellung der Gallier in der hellenistischen Kunst) mit Bestimmtheit den Kelten zuschreiben¹). Nur coiffiert sich der Gallier die reiche Lockenfülle keck und ohne Zwang, während der Germane seinen Stirnschmuck fein säuberlich und sorgfältig zurechtstreicht, so wie uns der interessante Bildschmuck jenes fränkischen Grabsteins aus Niederdollendorf im Bonner Provinzialmuseum (s. Lehner, *Bonner Jahrb.* 107 Taf. X 1; S. 233ff.) die Prozedur vor Augen führt. Da steht im langen, hemdartigen Ärmelrock, gewaffnet mit dem mächtigen Skramasax, der stattliche Kriegermann und kämmt mit der erhobenen Rechten sein Haar; und zwar macht er, indem der einreihige Kamm schräg über die rechte Stirnhälfte fährt, gerade den Griff, der erforderlich ist, um jene kunstvolle Haartour, das stolze Wahrzeichen des freien Mannes zu drehen. Es geht dabei auch nicht ohne Salbe oder Wasser ab (vgl. Heinrich a. a. O. S. 471), und dem Künstler unserer Büste macht es unverkennbaren Spass, zu zeigen, wie sich das in feuchtem Zustand gekämmte Haar so glatt und klebrig an den eckigen Schädel presst.

Denn darin liegt ja doch der besondere Wert unserer Terrakotte und ihr eigentlicher Reiz: sie stellt uns den Typus eines Germanen vor, aber nicht mit objektiver Treue und als ein unmittelbares Zeugnis, sondern „gesehen durch ein Temperament“ — durch das Temperament eines Römers. Und ist der Römer nicht ein Schalk gewesen?

Ein verblüffend momentanes Leben ist in diesem kleinen Tonkopf, der frisch und mit spielenden Fingern in einer lustigen Laune modelliert worden sein muss. Der Mann starrt wirklich „bouche béante“ und aus sehr grossen, man möchte denken wässerig hellen, Augen staunend in die Welt, wie einer, dem dies und jenes noch ein wirres Rätsel ist. Die antike Tonplastik ist nicht arm an Bildern einer unmittelbar packenden Wirklichkeit, aber das hier

1) Vgl. den Sarkophag Ammendola Taf. 4, S. 43; die Calener Schale S. 87 fig. 99 und 100; besonders aber die Terrakotten von Civit' Alba S. 95 fig. 108, S. 98 fig. 111, S. 100 fig. 102, S. 115a, S. 128 fig. 132. Hinzufügen kann ich den hohen Stirnschopf der Gallierstatuette im Berliner Museum nr. 1529 (*Arch. Anzeiger* 1903, 34 fig. 14), der, wie ich mich von dem Original überzeugt habe, geknotet ist. Man scheint aber noch nicht bemerkt zu haben, dass dieselbe Tracht den Kelten der Poebene schon in der frühen Eisenzeit eigen ist. Bei den primitiven Bronzefigürchen von Este (*Notizie degli scavi* 1888, 102 ff., Taf. X—XII) kann der kegelförmige Wulst über der Stirn gar nichts anders sein als ein aufgedrehter Haarschopf; vgl. nr. 23, 32, 47 bis 49, 56 und besonders deutlich nr. 193 = Taf. XII fig. 18. Auf gallischen Potinmünzen begegnen wir dem gleichen hornartigen Knoten, z. B. Forrer, *Keltische Numismatik* S. 92 fig. 173.

ist ein ganz auserlesenes Stück. Eigentlich ist der Kopf grundhässlich: das Gesicht ist gar so lang und schmal, die Wange eingefallen und das Kinn zu eckig, und mit den abstehenden Ohren wirkt der Kopfumriss in Vorderansicht beinah bizarr. Die Augäpfel quellen kugelig vor unter der knöchigen Stirn, deren welke Haut sich zu Runzeln schiebt, und wie Unkraut wuchert das Stoppelhaar um den gutmütig breiten Mund. Zuletzt krönt diese erheiternden Dinge eine Nase, gegen die selbst Cyrano die seinige kaum tauschen würde. Und doch sind alle diese Züge, die sich zu einem Bild von fast karikierender Komik vereinigen, nicht aus der Luft gegriffen, sondern sie haben ihre durchaus realen Grundlagen. Das lange Oval des Schädels mit den stark vorspringenden Augenbrauenhöckern und der tiefeingesenkten Nasenwurzel ist Rassenmerkmal, wie die Untersuchungen von Schaaffhausen zeigen (Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des Vereins von Altertumsfreunden im

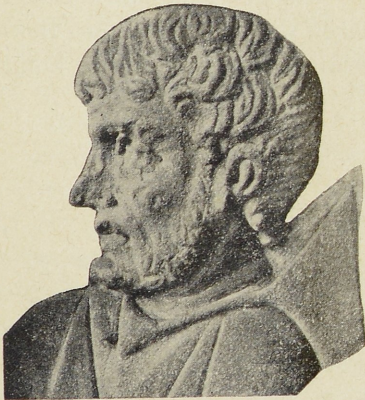


Fig. 3.



Fig. 4.

Rheinlande. 1891. S. 62ff.). Eine Stumpfnase von ähnlich drastischer Form hat eine Germanin auf der Marcussäule (Petersen, Taf. 95, 2; Text S. 47), und auf den Grabdenkmälern von Neumagen begegnen wir Profilen, die sich demjenigen der Terrakotte wohl zur Seite stellen lassen. Herrn Direktor Krüger (Trier) verdanke ich die beistehend (Fig. 3 u. 4) abgebildeten Köpfe¹⁾; sie zeigen, dass dieser edle Nasentypus mit dem Knick und dem knorpelig verdickten Ende der Moselbevölkerung von damals eigentümlich war; in den Rheinlanden kann man ihn heute auf der Strasse sehen, wo man um sich blickt; ich werde auch darauf aufmerksam gemacht, dass von der Kölner Figur des „Tünnes“

1) Hettner, Führer durch das Provinzialmuseum in Trier S. 16 nr. 13 und S. 19 nr. 17a, rechte Schmalseite. Bei dem im Profil nach rechts blickenden Kopf (Fig. 4) ist das Untergesicht weggeschlagen.

die kecke Stumpfnase unzertrennlich ist. Der Grabmalkunst der Neumagener Reliefs liegt nichts ferner als die leiseste Tendenz, den äusseren Habitus des Menschen ins Lächerliche zu ziehen; sie schildert in guten Treuen das wirkliche Leben.

Für die Beurteilung der Bonner Terrakotte drängt alles zu dem Schluss: es wird hier mit hellem Blick für das Charakteristische der Erscheinung all das hervorgeholt und lächelnd unterstrichen, was an dem alten Deutschen menschlich ist. Ein sprudelnder Humor ist über diesen blonden Scheitel ausgegossen, dessen Strohgelt zu dem hochroten Gesicht und dem weissen Linnen der Kutte in grellem und groteskem Gegensatze steht. Ich weiss nicht, ob ich das fröhliche Plaudern unseres Bildes recht verstehe: aber es scheint mir allerdings zu sagen, dass in Italien das Verständnis für die komischen Seiten des uomo tedesco nicht erst in der Zeit beginnt, wo der flachshaarige Mann mit Jägerhemd und Lodenhütchen und gewissen physischen Eigenheiten dort unten schmunzelndes Behagen weckt. Die Kunst der Kaiserzeit schildert die Germanen als einen Menschenschlag von edler und fast finsterer Schönheit; mit welchem Respekt die Schriftsteller — nicht nur Tacitus, auch Ammianus Marcellinus, Vellejus Parterculus und andere — von der imposanten Erscheinung der Deutschen reden, ist bekannt: hier haben wir nun einmal den Beweis dafür, dass auch eine andere Auffassung gelegentlich sich hören lassen konnte.
